

Was passiert, wenn man einen jungen Musiker, Autoren & Kabarettisten, Dipl.-Mathematiker, Denker und Menschen mit sehr geringen Französischkenntnissen und keinerlei ernstzunehmender Großstadterfahrung in der Stadt der Liebe & Kunst, der Mode und Architektur aussetzt?

6 heitere Glossen liefern die Antwort & sind Zeitzeuge, Ermutigung & Warnung zugleich.

Meik Puppe

Die Pariser Glossen

dkl002
info@digitalkunstrassen.net
www.digitalkunstrassen.net



DIGITAL
KUNSTRASEN
.NET

welchem man zauberhaft das Video zu „Herbstwald“ drehen könnte.

Mit ebendiesen Eindrücken endet meine Parisreise. Wenigste Stunden später bespringe ich den Rückflieger in die deutsche Heimat und sehe schnell ein, dass die unzähligen Reiseeindrücke wohl lange brauchen würden, um richtig sacken zu gönnen. Ein kleiner Glossenzyklus würde mir wohl Wochen später treue Dienste hierbei leisten. Ich schließe somit in 7.000 Metern Höhe die Augen, höre das Ploppen der Tomatensaftflaschen um mich herum, führe mit der älteren Dame links neben mir noch einen Kleinkrieg um zwei Quadratzentimeter mehr Lehne und schneller als gedacht bin ich wieder eingedeutscht.

Salut Paris, ich werde dich nicht vergessen! Sei bald wieder mein Gast!

gesehen. Lediglich der Vater will nicht in mein Bild eines verständnisvollen Erziehers passen. Anstelle wütend über die Trauer des Jungen zu sein, sollte er ihm lieber tröstend bei Seite stehen, dem Jungen bei der Verarbeitung des Schmerzes helfen und ihm freudige Anreize schaffen – zum Beispiel, dass, sobald sie zu Hause angekommen sein würden, er natürlich noch ein weiteres Kapitel aus einem der Wilde-Bücher lesen dürfte. Aber gut, der Franzose verzieht halt auf seine Weise.

In eher unspektakulärer Weise laufen sich die verbleibenden Meter des Geländes ab. Ein kurzer Blick in das für Urnengräber abgestochene Areal, welches mit seinen tausenden von Gedenkplatten, hinter welchen die Urnen ruhen, wie ein surrealistisch gekacheltes Freiluftbadezimmer wirkt. Offensichtlich ein Machwerk im Geiste Max Ernsts, welcher hinter einer der unzähligen Adventskalendertürchen aschig schlummert und dabei unter anderem mit der Gegenwart von Maria Callas und Max Oppenheimer zu kämpfen hat.

Kurz vor dem Ende, so zwischen Balzac und Delacroix, dann doch noch ein letzter Kontakt mit anderer touristischer Bevölkerung. Ein asiatisches Damenpärchen, dessen männliche Hälfte nur in der Lage war, einzelne englische Brocken in Fragesätzen hervorzustoßen, fragt mich nach dem Weg zum Grab von Oscar Wilde. Mühsam richte ich meinen Arm in nördliche Richtung und empfehle, einfach diverse hundert Meter weiterzulaufen, bis sie auf einen heulenden Jungen treffen. Ich will ihnen den Rat geben, ihren Lippenstift noch einmal nachzuziehen, aber schon sind sie entflohen und lassen mich in einem Ambiente zurück, in

VORWORT
KAPITEL 1 – ATMEN, ESSEN UND
VERKEHREN

KAPITEL 2 – DAS GELBE „M“
KAPITEL 3 – DUDELSÄCKE UND
WINDMÜHLEN

KAPITEL 4 – BIG THUMB IS WATCHING YOU
KAPITEL 5 – LÄCHELN MIT ZWEI “N”
KAPITEL 6 – EDITH LEIHT MIR KEIN
FEUER

VORWORT

Die vorliegenden Zeilen basieren allesamt auf den Erfahrungen und Eindrücken meiner Person zwischen dem 6. und dem 10. Oktober 2005. In eben jenen fünf Tagen wagte ich es, ein Flugzeug am Köln/Bonner Flughafen zu besteigen und erst dann wieder zu verlassen, als es in Paris gelandet war; mein erster Aufenthalt in der französischen Großstadt und Frankreich allgemein. Was passiert, wenn man einen jungen Musiker, Autoren, Kabarettisten, Diplom-Mathematiker, Denker und Menschen mit sehr geringen Französischkenntnissen und keinerlei ernstzunehmenden Großstadterfahrungen in der Stadt der Liebe und Kunst, der Mode und Architektur aussetzt? Die folgenden Kapitel seien Zeitzeuge, Ermutigung und Warnung zugleich.

Meik Puppe

Nach zwei Drittel des zurückgelegten Rundganges werde ich einer Pariser Eigenschaft gewahr, welche mir als Deutscher sofort auffällt – die viel gerühmte Toleranz gegenüber Randgruppen in einer Metropole. Gut, vielleicht ist es in den heutigen Zeiten schon etwas zu weit hergeholt, die Menge der Homosexuellen an sich als Randgruppe zu bezeichnen – der Franzose geht da aber noch einen Schritt weiter und stürzt sich mit Vorliebe auf die Randgruppe „Tote Homosexuelle“. Schwerlich kann ich mir sonst die Vorliebe erklären, welche Einheimische wie Touristen zu dem Grab von Oscar Wilde zieht. Der schwule Schriftsteller, welcher in seinem Leben verdammt häufig Nick-Cave-Platten gehört haben musste, wirkt wie ein Magnet. Er hat zugegebenermaßen einen fischen Grabstein, massiv und mit einer ägyptischen Spielweise der Rolls-Royce-Emilie, welche sich über den zwei Meter breiten Klotz zieht. Am auffälligsten sind jedoch die Hundertschaften von Küssen, die ihm all diejenigen Fans und Verehrer auf dem Steinkoloss hinterlassen haben, welche ihren Lippenstift seit dem letzten Christopher-Street-Day noch nicht aus der Handtasche geräumt hatten. Das Küssen von Grabsteinen ist zwar in meinen deutschen Breitengraden auch eher eine seltene Tradition, aber umgeben von soviel Randgruppentoleranz wage ich keinerlei Gedanken der Kritik.

Leichtes Schluchzen reißt mich aus meinen Gedanken. Nur wenige Meter neben mir und dem Grab von Oscar Wilde steht ein kleiner Steppke, welcher mittlerweile bittere Tränen weint; unmittelbar hinter ihm sein Erziehungsberechtigter mit einem von Zornesröte gefärbten Gesicht und bösem Blick. Selten zuvor habe ich vor einem Grab stehend derart entfesselte und authentische Emotion

muss angesungen werden. Eine lockere Rechtskurve nach Bécaud zum Beispiel, und schon kann ein Doppelgrab beschallt werden: Molière und Oscar Lafontaine. Schnell ein „Come on, Moll...“, dann ein „Come on, Laffi...“ und weiter geht es im ewigen Takt des Door'schen Refrains, dessen Trällern mit „Come on, Trudi, light my fire!“ am Grab von Getrude Stein den absoluten Höhepunkt erreicht.

An einem bestimmten Grab hört mich jedoch die mittägliche, parisiere Bevölkerung nicht trällern, denn Edith sollte mir kein Feuer leihen. Jawohl, das Grab der Piaf brachte mich zum Schweigen. Jedoch nicht, weil ich irgendeine ehrfürchtige Regung gegenüber der Chansonette in mir gespürt hätte, nein, vielmehr bricht menschliche Höflichkeit mit mir durch. Schuld an meinem musikalischen Einhalt ist eine junge Frau, geschätzt Mitte Zwanzig, welche mit einem kleinen gerahmten Foto der Sängerin vor der reich geschmückten Grabstätte ihres Stars steht und mit salzigen Tränen bemüht ist, die kargen herbstlichen Gestecke auf eben jener zu benetzen. Meine Gegenwart nimmt sie wohl wahr, ohne jedwede Scham flennt sie jedoch leise weiter, innig verbunden mit ihrem Idol, so dass ich mich außer Stande sehe, irgendeinen gesungenen oder gesprochenen Kommentar in ihrer Gegenwart fallen zu lassen. Kurz zucke ich dennoch, ob ich mit ihr nicht eine Diskussion über Edith Piafs Leben beginnen sollte, über ihre Alkoholkrankheit, den Drogenmissbrauch, den Magendurchbruch, ihren Leberkrebs – ziehe dann aber doch schnell den sprachlichen Schwanz ein, da keiner dieser vier Begriffe in meinem Wörterbuch steht.

KAPITEL 1 - ATMEN, ESSEN UND VERKEHREN

Paris – was ist das überhaupt? Und wieso? Was veranlasst diese Stadt dazu, von mir bereist zu werden? Und was unterscheidet sie von anderen französischen Hauptstädten?

Es ist Donnerstagabend. Eine halbe Milliarde Millimeter von meiner heimischen Haustüre entfernt fasse ich Mut und Fuß und verlasse meinen Flieger nach knapp einer Stunde Luftfahrzeit. Ich nehme mein spärliches Gepäck vom Band, verlasse langsam und busfahrend das Terrain des Lufthafens Charles-de-Gaulle und stürze mich hinein in das Getümmel einer mir völlig fremden Lebensform. Weisen die Bewohner der Metropole irgendwelche Gemeinsamkeiten mit mir auf? Lassen sich Unterschiede ausmachen zwischen ihm und mir, dem schnöden deutschen Touristen? Fünf Meter Fußweg im freien Gelände beantworten mir meine Fragen sofort – mathematisch gesprochen: Der durchschnittliche Franzose und der durchschnittliche „Ich“ haben unverkennbar einen leeren Durchschnitt.

Das Erste, was ich als Pariser Frischling bemerke, ist der massiv hohe Ausländeranteil im neu betretenen Gelände – kaum ein Mensch spricht mehr deutsch. Bewaffnet mit dem extra hierfür erworbenen und der deutschen Sprachgewohnheit sehr entsprechenden „Reiseführer“ schaffe ich es dennoch, nach endlicher Zeit mein Hotel zu finden, meine spärliche Herberge einzunehmen und sodann den fremden, französischen Gesamtkörper intensiv und kofferlos unter die Lupe zu nehmen. Da ich etwas außerhalb

nächtige und nicht sogleich dem zentralsten Paris ausgesetzt bin, sehe ich mich somit ersten Impressionen des Pariser Speckgürtels ausgesetzt, welcher seinen Namen zu recht trägt, da das Gesamtambiente aus Gassen, Werkstätten und Bürgern durchaus als speckig bezeichnet werden kann.

Der erste, sich wirklich festsetzende Eindruck ist derjenigen, den eine undefinierbare Substanz, welche einfach so auf dem Bürgersteig herumfalte und somit perfekt ins Stadtbild passte, unter meinem Schuh hinterlassen durfte. Gern hätte ich, der umhertrudelnde Neukosmopolit, meinen tragbaren Taschen-Chemiebaukasten gezückt und untersucht, in welche Tier- oder Menschenreste ich da getreten bin, aber mein Körper signalisiert mir sofort, dass es vorerst wichtiger ist, die elementarsten, menschlichsten Bedürfnisse zu stillen; also Atmung, Nahrungsaufnahme und Verkehr.

Letzterer ist in Paris ungeschützt quasi kaum möglich. Gleich am ersten Tag nach meiner Ankunft treffe ich nämlich schon auf den schlechtesten Autofahrer von ganz Frankreich - es handelt sich um alle. Das uralte indische Sprichwort, dass es eigentlich nur drei guter Dinge bedarf, um sich im indischen Straßenverkehr zurecht zu finden, nämlich „good horns, good breaks and good luck“, gilt definitiv auch für Frankreich, wird hier jedoch anders ausgesprochen.

Herausgehoben aus der Masse verkehrsbeunruhigender Maßnahmen sei exemplarisch die Fußgängerampel. Da die meisten von uns doch einst Drittklässler waren, welche von den Lippen des Schutzmannes ihres Vertrauens die Grundfunktionen dieser seit Generationen beliebten Lichtzeichenanlage geradezu aufgesogen haben, trifft mich

herum, ebenfalls sehr schlicht und spartanisch und eigentlich nur durch die verschiedensten Devotionalien erkennbar, welche ihm die Anhängerschaft aufs Grab geworfen hat. Explizit im Moment meiner Anwesenheit sind dies diverse Zigarettenkippen, eine rote Rose sowie der in englischer Sprache verfasste Brief einer gewissen Sandy, welchen ich aus Gründen der Pietät natürlich nicht weiter lese – das Briefgeheimnis macht schließlich auch vor dem Tod nicht halt.

Trotz des Missstandes seiner kargen Grabgestaltung dominiert Morrisons Geist dennoch das Gelände, was auch an mir nicht spurlos vorüberging. So beginne ich, vor seinem Grab stehend „Come on, Jimmy, light my fire!“ vor mich hin zu prümmeln. Dies jedoch nicht zu laut; nicht dass sich der freundliche Harleyfahrer neben mir noch ermutigt fühlen würde, seine glimmende Zigarette mit dem Kommentar „Try to set the grave on fire“ auf die Fanartikelablagefläche zu werfen, den Sandybrief zu entflammen und ich dann nach einer Reihe von Kettenreaktionen gezwungen sein würde, in meinem Reiseführer den Satz „Ich streite die Mittäterschaft ab!“ zu ermitteln.

Aber sei's drum; dem Gesetz der Serie folgend lasse ich es mir dann dennoch nicht nehmen, in loser Folge berühmte Gräber in ebensolcher Weise anzuminnen, wie es das Morrison'sche Grab bei mir ausgelöst hatte. (Wie man merkt, auch nach seinem Tod kann ein Künstler noch inspirieren). Startend am Grab von Gilbert Bécaud mit einem lockeren „Come on, Gilbert, light my fire!“ gibt es für mich kein Halten mehr – jede halbwegs populäre Ruhestätte

Geschehens zu. Ein kleines Schmunzeln kann ich mir nicht unterdrücken, wie ein vielleicht zehnjähriges Mädchen einer anderen deutschtouristischen Familie vorläuft und euphorisch mit einem „Da issa!“ auf den Lippen zu ihren Altvorderen zurückkehrt, als hätte sie gerade zwischen den Steinplatten eine fossiles Pokemon gefunden. Der verblichene Superstar, welcher dort selbst junge Fans in schiere Ekstase zu versetzen weiß, hört auf den Namen Frederic Chopin – besser gesagt, er tut es seit über 150 Jahren nicht mehr. Ich versuche, näher an ihn heranzukommen, erhasche aber aufgrund der Vielzahl an Fans keinerlei Blick, geschweige denn nur einen Ton. Also wende ich mich ab und stelle zu meiner Freude fest, dass in unmittelbarer Nachbarschaft, nämlich gerade einmal drei Gräber weiter, die Ruhestätte des erst vor wenigen Jahren verstorbenen Jazzpianisten Michel Petrucciani liegt, welcher zwar an der Glasknochenkrankheit litt, aber dem Instrument mehr entlocken konnte als manch anderer Tastenquäler einem Glasflügel. Völlig ungestört kann ich minutenlang seiner gedenkend am Grab verweilen und mich fototechnisch beschließen lassen, bevor die Tour weitergeht.

An einem Montagmittag sind auf dem Gelände Père Lachaise die Kundentoiletten noch vollends verriegelt – eine schmerzliche Erfahrung. Innerlich weiterhin gut gefüllt erklimme ich also weitere Anhöhen, um mir das Grab zu betrachten, welches die deutlich größte Masse an Touristen anzieht. Den Freunden von Jim Morrison soll jedoch durch diese Zeilen die Enttäuschung erspart bleiben, welche wohl jeder Grabschauer erleidet, der sich vor seine letzte Unruhestätte stellt. Eingepfercht zwischen einigen anderen recht konventionellen Gräbern liegt er faul und faulend

der französische Umgang mit der Ampel doch wie ein Schlag. Nach dem Motto „Ich als Fußgänger bin zwar schwächer, stehe aber schadenersatztechnisch viel besser da!“, stürzt sich der gemeine Pariser Bürger jederzeit vom Trottoir auf die Fahrbahn, so dass der Pariser Autofahrer – zumindest der nicht ganz so gemeine – unverzüglich in Intervallen von drei Metern zwischen Bremse und Gas hin und her pendeln darf. Dieser verkehrsalldägliche Prozess erklärt letztlich auch, warum französische Automobile im Regelfall eher für niedrigere Motorenleistungen bekannt sind... Wer schmeißt schon Perlen vor die Trüffelsäue?

Kritische Stimmen flechten an dieser Stelle zu Recht ein, warum es dann überhaupt einer Verkehrsregelung durch Ampeln bedarf, wo diese von der einheimischen Bevölkerung doch ohnehin nicht beachtet oder vielleicht nur als Warnzeichen missverstanden werden, gleich einen Schritt nach oben bzw. unten machen zu müssen, um an den Bürgersteigübergängen nicht zu stolpern. Diesen Konflikt löst der freundliche Pariser dem naiv wirkenden Touristen sofort mittels der Erklärung auf, dass das im Regelfall rote Männchen an allen Ecken und Enden der Stadt herrlichste Licht- und Beleuchtungseffekte hervorruft und auf diese Weise das Ambiente selbst tristester Vorstadtstraßen erheblich verbessert. Von diesem Standpunkt aus betrachtet eigentlich ein ebenso schöner wie puffiger Effekt – auf jeden Fall touristeneignet, in meine Augen jedoch nur die halbe Wahrheit.

Schnell breitet sich der Gedanke in mir aus, die Leuchtsäulen seien reine touristische Schikane, da man als eben solcher unmittelbar auffällt, wenn man an einer der elektronischen Zierpagoden, manierlich und der deutschen

Verkehrspädagogik Tribut zollend, stehen bleibt. Pariser Taxifahrer und Schulkinder zeigen gehässig mit dem nackten Finger auf den Touristenkörper und spötteln über einen, als wäre man in der Einöde groß geworden, von Wölfen gesäugt und von Elfen oder Aquitainen gelehrt, die einem eingebläut hätten, an jeder roten Laterne im Leben erst einmal wenige Minuten aus Ehrfurcht zu verweilen. Und diese minütliche Ehrfurcht ist nicht weit hergeholt, denn wie man es sich denken kann, ist neben der Rotphase auch die Grünphase zur Bedeutungslosigkeit verdammt und die einheimischen Fahrer brettern über die Rues und Avenues, als wäre man in einem Volk von Farbenblinden gelandet.

Letztlich gibt es nur eine Maßnahme, um das eigene Fortkommen im Leben und im französischen Ausland zu sichern – sich von der einheimischen Bevölkerung konditionieren zu lassen und jederzeit signalmissachtend auf den Straßenbelag zu springen. Binnen 48 Stunden ist man so als Nichtpariser vollkommen etabliert und lässt sich durch die herannahende Armada der Renaults und Peugeotts nicht mehr davon abhalten, das beteerte Schlachtfeld zu betreten. Selbst ein mit lockeren 70 Kilometerchen in der Stunde, die Champs Elyseé herunter polternder 7,5-Tonner sorgt bald kaum mehr dafür, dass man mit der inneren Stoßstange zuckt. Denn rasch lebt der Pariser Gast im Wissen, dass ein angepasster Rotlichtgänger immer noch ungefährlicher und psychisch gefestigter in Paris leben kann als ein bürgersteigender Deutscher, der sich der schlimmsten aller Blößen Preis gibt - nämlich, Tourist zu sein.

Obige Überlegungen mögen makaber anmuten, werden aber, wie so oft in der Welt, von der Wirklichkeit übertroffen, wie mir das äußere Auge schnell klar macht. Vor den verschiedenen Eingängen des Père Lachaise lauert manch städtischer Angestellter, welche es gar nicht erwarten kann, einem für zwei Euro einen Friedhofsplan in die Hand zu drücken. Wie einst aus dem Phantasialand bekannt besteht dieser zum größten Teil aus feschem Kartenmaterial, auf welchem sauber jeder Möchtegern- oder wirklich Prominenttoter eingezeichnet ist – die Highlights sogar noch einmal durch dicke Schrift und Punkt hervorgehoben. Schnell optimiert sich der Friedhofslaufende seinen Weg durch das verwesende Labyrinth, um nicht unnötige Umwege zu seinen Lieblingen machen zu müssen – im Phantasialand fährt man schließlich auch erst auf der Achterbahn des Schreckens, bevor man sich sein Backfischbrötchen kauft.

Nach erster Akklimatisierung auf dem Gelände und Besichtigung eher unbekannter Leichen, deren Hinterlassenschaft es sich aber nicht haben nehmen lassen, Säрге in Größe und Stil von vor sich hin modernden Turmuhren, Schachtürmen oder sonstigen Begriffen mit „Turm“ aufzustapeln, grüßt nach einer kleiner Anhöhe in Nordrichtung mit dem kompositorischen Kollegen Rossini das erste bekannte Gesicht aus einem der schmucken Gräber.

Überhaupt wird das Gelände durch nicht wenige, musikalische Größen geprägt, wie ein kurzes Weitersteuern in nordwestliche Richtung zeigt. Eine kleine Menschentraube verrät höhere Prominenz und ich, in bester Gaffermanier, strebe ebenfalls auf das Zentrum des

KAPITEL 6 - EDITH LEIHT MIR KEIN FEUER

Der letzte Tag Paris. Abends geht der Flieger. Was noch unternehmen an solch einem Tag, welche der vielen verschiedenen, bislang unbemerkten Aussichtsplattformen begaffen? Eine Fahrt nach Versailles? Eine kurze Spritztour zum Lady-Diana-Gedächtnistunnel? Aber nein, wer wird sich denn am letzten Tag mit halben Sachen zufrieden geben wollen? Lieber etwas unternehmen, was an die schöngestigen Wurzeln des Menschen appelliert, als permanent die menschliche Vergänglichkeit und sein Dahinsiechen vor Augen geführt zu bekommen.

Keine Stunde später stehe ich auch schon vor den Eingangstoren des Friedhofs „Père Lachaise“. Ein Friedhof, welcher sich damit rühmen kann, nicht wenige Berühmtheiten zu beherbergen - so zum Beispiel Edith Piaf oder den ehemaligen Sänger der „Doors“, Jim Morrison – und es auf diese Weise geschafft hatte, in mir den Paparazzo des Todes zu wecken.

Schon in der Metro sitzend und auf den Friedhof zusteuern entwickeln sich sogleich einzelne Visionen in mir, auf welche Weise es die Pariser Sterbebeauftragten es geschafft haben würden, den verschiedenen Verschiedenen eine angemessene Sterbeplattform zu bieten. Würde mich eine Art aschiges Madame Tussauds erwarten? Ein friedhöflicher Freizeitpark? Oder gar die letzte Ruhestätte in der Form eines Zoos, frei nach dem Motto „Links die Giraff“, rechts die Piaf“?

Kaum bin ich selbst verkehrstechnisch angepasst, festigt sich in mir der Eindruck, dass der Pariser als solcher wohl einen Heidenspaß daran haben muss, sich in hinterfötzigster Manier Touristenfallen auszudenken, die er allerorts auf den unschuldigen und harmlosen Gast killerkaninchengleich springen lässt. Parade hierfür steht der zweite anzusprechende Lebensaspekt – der Ankauf beziehungsweise Verzehr lebender Mittel. Wie im Straßenverkehr lassen sich auch hier hunderte Eigenheiten und Wirrungen aufzählen, beschränken möchte ich mich dennoch auch hier auf ein einziges, selbst erlebtes Beispiel, welches die Krone der Schikane darstellt. Es soll verdeutlicht werden, mit welcher grausamer Hinterlist der sonst so gepriesene Gourmetgaumen des Franzosen die Unwissenheit des Sauerkraut-und-Bratwurst-Gewohnten essenstechnisch auskostet:

Dass mit fortschreitender Stunde die französischen Köche und Kellner ihrem Feiernmorgen entgegenfiebert und den spät eintreffenden Kunden eines Restaurants eher mit Argwohn als Euphorie beäugen, ist hierbei sicherlich keine Schikane, sondern fast schon eine Imitation guter, deutscher Gewohnheiten. Da es kurz vor dreiundzwanzig Uhr im Pariser Vorort St.Ouen ist, ich aber kurz vor Toresschluss noch eine Köstlichkeit aus einer der französischen Restaurationen zu mir nehmen möchte, gebe ich mich gefügig mit der stark eingeschränkten Speisekarte zufrieden. Mein Tischdiener verrät mir mit Umschweife, dass ich aus dem üppigen Angebot des Blattes nur noch in der Lage wäre, zwischen drei Gerichten zu wählen, da die Küche bereits zur Hälfte dienstschlüssig ist. Nun, man ist hungrig und möchte alsbald schlafen – kurzum, man ist tolerant. Was

jedoch das Entscheidende in diesem Moment ist: Man ist ohne Wörterbuch unterwegs.

Da ich mit „canard“ noch immer „Ente“ verbinden kann, welche ich ja auch problemlos in einem zünftigen nordrhein-westfälischen Wirtshaus zu mir nehmen könnte, und mit „agneau“ ein „Lamm“ assoziiere, dessen Fleisch ich nicht so sehr schätze, wage ich einen kulinarischen Blindflug: „L’Andouillette“.

„L’Andouillette“ – schon bei Nennung dieses Wortes kann einem das Wasser im Munde zusammen laufen. Sein weicher Klang und seine gedehnte Aussprache lassen Zauberhaftes erwarten, nicht das harte Fleisch einer „canard“, welches schon durch die Härte des Wortes perfekt vermittelt wird, oder die knöchigen Reste eines „agneau“, welches geschrieben und gesprochen wie eine Hauterkrankung in der Pubertät wirkt. „L’Andouillette“ wirkt locker und leicht und kommt auch schnell, von so genannten „Pommes frites“, also Fritten begleitet vor mir touristischem Esser zu stehen. Wie eine überdimensionierte, helle Wellwurst wirkt die Andouillette und schmeckt dem Verzehrer auch noch so lange, bis er nach Bezahlung und Verdauungsspaziergang im Hotel angekommen den Mut findet, nachzuschlagen, was da gerade im eigenen Magen umherschippert.

Ich selbst bin durchaus Menschen- und Tierfreund und als solcher auch gerne bereit zu akzeptieren, dass es außer mir auch andere Geschöpfe auf dieser Welt gibt, welche einen Magen besitzen; manche Wesen ja sogar gleich mehrere. Einer toten Kuh jedoch all ihre vier Mägen von Labmagen bis Pansen herauszureißen, selbige zu einem homogenen,

wundersame Glaspyramide, welche der Franzose wahrscheinlich mit zwei „M“ schreibt – aber so etwas ist eben Kunst.

ziehen werden, wenn sie erkennen was passiert, wenn Blitzlicht auf Verbundsicherheitsglas trifft. Von den kleinen Intermezzi um mich herum lasse ich mich jedoch nicht ablenken und verbringe einige sehr intensive und still in mich versunkene Momente mit der Monna Lisa – ein für mich und mein Leben bewegender Moment.

Leider dauert keine Ewigkeit für immer und auch ich muss mich nach endlicher Zeit von ihr und ihren verschiedenen perspektivischen Fluchtpunkten losreißen. Langsam, sehr langsam entferne ich mich rechtsdrehend vom Gemälde. Und in der Tat! Für einen kurzen Moment ist es mir so, als hätten sämtliche Kunsthistoriker recht und ihr starrer und zugleich milder und souveräner Blick würde mich verfolgen. Eine Sekunde später wendet sie jedoch dieser Blick wieder ab von mir, widmet sich weiter den knipsenden Touristenmassen und die Frau, der er gehört, schreit ihre drei kleinen englischen Worte weiter in die Kunstwelt heraus.

Nach der Verzauberung durch das Lächeln der Frau mit dem doppelten „N“ bin ich natürlich nicht mehr in der Lage, weitere Kunstwerke adäquat zu erfassen. Mühsam schlängele ich mich, von Hinweisschilderhand geführt in Richtung Ausgang, welchen ich auch noch gerade rechtzeitig vor Schließung der Ausstellungsräume erreiche. Mit glücklicher und kulturell völlig gesättigter Druckmine schieße ich noch einmal am schwarzgoldenen Schiff des Todes vorbei und lasse die Exponate noch einmal geistig auf mich wirken. Die Venus von Milo, Dürers Selbstbildnis, die Statue Ramses des Zweiten... alles perfekt aufgehoben und für weitere Jahrhunderte haltbar gemacht durch die

schmierigen Brei zu vermischen und diesen Magenpüree in eine Wurstpelle zu zwängen, um das Endprodukt armen, unschuldigen Touristen als französische Delikatesse unter die Nase zu stellen, verdient von meiner Seite aus jedoch das „Attribut“ mutig.

Konsequenz des Erlebten: Der Tourist ernährt sich in Zukunft ausschließlich von Produkten, deren Namen er kennt und zuordnen kann, vor allem Baguettes oder wenn's hochkommt sogar mal ein Croissant. Natürlich ohne Butter, weil das nachgeschlagene „beurre“ schon wieder zu sehr nach irgendwelchen Verdauungsgeräuschen klingt.

Apropos Verdauung: Einige abschließende Worte seien zur Atmung in Paris und seinem Umland verloren, da diese am Besten gar nicht erst stattfindet. Kurz bedienen möchte ich mich in diesem Zusammenhang bei Patrick Süßkind, welcher in seinem herrlichen Roman „Das Parfüm“ bereits im zweiten Absatz des ersten Teiles nicht wenige Sätze über das Paris des 18. Jahrhunderts in folgender Form verliert: „Es stanken die Straßen nach Mist, es stanken die Hinterhöfe nach Urin, es stanken die Treppenhäuser nach fauligem Holz und nach Rattendreck (...), die ungelüfteten Stuben stanken nach muffigem Staub, die Schlafzimmer nach fettigen Laken, nach feuchten Federbetten (...), es stanken die Flüsse, es stanken die Plätze, es stanken die Kirchen, es stank unter den Brücken und in den Palästen (...)“ und so weiter.

Glauben Sie mir, Herr Süßkind, sollten Sie jemals in Ihrem Leben noch eine angeregte Unterhaltung mit mir oder meine Nase führen wollen – glaube Sie uns beiden – wir können Sie so gut verstehen!

KAPITEL 2 - DAS GELBE „M“

Da steht er also nun, der Tourist im Land französischer Besatzung, stürmt über rote Ampeln, isst Zusammengepanschstes aus Kuhmägen und schnuppert köstliche Großstadtluft. Wer möchte es ihm verübeln, sich in seiner misslichen Lage dorthin zu orientieren, was ihn Zeit seines deutschen Lebens treu begleitet hat? Er braucht Halt, Sicherheit, das Gefühl deutscher Gewohnheiten, kurzum: Deutsche Tradition und Lebensweise. Und zum Glück kann er sie in Paris auch an nicht wenigen Ecken finden, die deutscheste aller Einrichtungen: McDonalds.

Unzählige Sonnen habe ich in meinem Leben schon an noch unzähligeren Horizonten niedergehen sehen, als mir das strahlend leuchtende, rund geschwungene „M“ und seine Einrichtung ein Dach über dem Kopf, vertraute Nahrung, Wärme und Liebe schenkte. Also torkele ich, der Pariser Fremdkörper, in fast schon panischer Manier durch die Gassen des nördlichen Paris' auf der Suche nach der mich lockenden Übermutter des Verzehrs. Und man merkt sofort, dass es sich bei Paris um eine wirkliche Metropole handelt, denn es vergehen nur wenigste Straßen, nach welchem man nicht doch von irgendeiner Richtung her das gelbe „M“ leuchten sieht. Also nichts wie hin.

Zu seinem Bedauern stellt der Pariser Tourist jedoch fest, dass dem deutschen und dem französischen McDonalds quasi nichts gemein ist. Zunächst wird man beim Betreten

versuche ich mittels des eingesackten Museumsführers den richtigen Raum zu entdecken, scheitere aber kläglich und verfluche mich mehrfach, von all den ausliegenden Plänen ausgerechnet den deutschen mitgenommen zu haben. Hätte ich doch einfach das Simpelste getan und einen französischen Plan ergriffen, so hätte ich wenigstens noch ein Wörterbuch zur Entschlüsselung dabei gehabt!

Aber die Museumsorganisation hat sich natürlich auch für diese absolute Notsituation etwas ausgedacht und erfreut den Irrenden mit lustig bunten Täfelungen, welche überall im Museum herumständern und einen zu den bekanntesten Exponaten ohne nennenswerte Umwege zu führen scheinen. Und in der Tat: Keine halbe Stunde später habe ich den Saal 6 im 1.Stock des Denon-Flügels erreicht - Italienische Gemälde.

Und da ist sie auch schon!! Hinter einer Verbundsicherheitsglasscheibe, die sich gewaschen hat, lässt sie sich schon von Ferne ausmachen – die Frau mit dem „n“ zuviel. Panthergleich schleiche ich durch den Großraum und mit jedem Schritt auf das Gemälde zu vermag ich, trotz der wohl fest installierten Menschentraube um es herum, weitere Details aufzunehmen. Unmittelbar neben ihr steht zum Beispiel eine im Vergleich zur Monna Lisa deutlich jüngere, aber dennoch bei Weitem unattraktivere, weibliche Arbeitsbeschaffungsmaßnahme, deren einzige Aufgabe es ist, im Regellaß von fünf Sekunden den Satz „No photos, please!“ herauszuflehen. Dies ist für mich in mehrerlei Hinsichten erheiternd. Zum einen halten sich die wenigsten Monnalisten an den Wortlaut und blitzen, was die Batterie hergibt. Zum anderen male ich mir schmunzelnd die Gesichter aus, welche all jene Gemäldejäger zu Hause

Verpflegung trocknet ähnlich schnell aus wie ein Maikäfer im Solarium. Zaghafte grabe ich nach dem in meiner Tasche mitgebrachten Milchbrötchen, muss aber froh sein, dass eine Aufsichtsperson es mir nicht noch aus der Hand schlägt. Mit knurrendem Darm und vor den Augen kreisenden kykladischen Idolen wende ich den Blick erst einmal ab von den Ausstellungsräumen und versuche, einen Blick der museumsfernen Außenwelt zu erhaschen – jedoch vergeblich. Für das Modernste aller Installationsobjekte hat die Museumsverwaltung nämlich jegliche finanzielle wie künstlerische Hürde überwinden können: Von außen nicht erkennbar, ist jedes der Museumsfenster, welche zu Hunderten die gesamte Museumsfassade umschließen, mit einem graphisch hochauflösenden Bildschirm, vielleicht einer digitalen Leinwand der neuesten Technologie, versehen worden. Egal durch welches Fenster man auch nach draußen schaut, simulieren einem eben jene Leinwände das perfekte Abbild des Museumsvorhofes mit dem Pariser Großstadtszenario im Hintergrund. Die Menschen, ihre Bewegungen und Gespräche – alles bis aufs kleinste Detail abgestimmt und in manchen Momenten so lebensnah, dass man glaubt, wirklich durch ein Fenster nach draußen sehen zu können. Minutenlang betrachte ich begeistert diese grandiose Verknüpfung aus Technik und Kunst und vernachlässige hierbei diverse andere Museumsbesucher, welche kopfschüttelnd an mir vorbeiziehen und es nicht verstehen können, warum ich lieber aus dem Fenster schaue als in den Raum hinein. Alles Kunstbanausen...

Nach einer halben Stunde der Entspannung und Muße sehe ich mich endlich in der Lage, den berühmtesten Augen der bildend künstlerischen Welt unter selbige zu treten. Mühsam

des Weichimbissladens erst einmal eine Etage tiefer geführt, was der Atmosphäre eher einen Abbruch tut. Unten angekommen lässt sich das Szenario schnell erfassen: Es gibt keine Tische und auch nur sehr wenige, meist direkt belegte Sitzmöglichkeiten. Der Geruch ist ebenfalls ein anderer: Statt des stundig vor sich hin grübelnden Fritierfettes finden andere ölige und faulige Gerüche Zugang zu den touristischen Nasenöffnungen.

Das Erwerben der Nahrungsmittel ist ebenfalls recht archaisch anmutend, muss man doch, bevor man überhaupt Zugang zum Haupttrakt der Einrichtung bekommt, Zugangsbillets kaufen, offensichtlich Essensmarken. Und letztlich alle Unterschiede überwunden habend steht der Tourist dann im Haupttrakt und bemerkt, dass er sich gerade eigentlich nur vor zwei Drive-in-Spuren befindet, welche noch nicht einmal für Autos zugelassen sind, sondern für eigenwillige Züge; weltbekannte Verkehrsmittel, welchen der Franzose – wohl zur kompletten Verwirrung deutscher Gäste – auch noch den Namen einer deutschen Großhandelskette verliehen hat.

Von solchen ersten Irreführungen abgesehen, ist die „Metro“ aber ein durchaus komfortables Verkehrsmittel, vorausgesetzt, man mag eng gedrängte Stehplätze. Natürlich kann man Glück haben, auf Fahrten in die entlegenen Pariser Bezirke oder Vororte, den so genannten Banlieues, einen Sitzplatz zu ergattern – aber was will man da draußen in der Pampa? Alles in allem ist die Metro jedoch die beste, wenn auch nicht kostengünstigste Möglichkeit, sich durch Paris zu schlagen.

Die in annähernd jeder Station aufblinkenden LCD-Tafeln, welche die Ankunft des nächsten und übernächsten Zuges

verlautbaren, fallen einem sonst so geplagten Kunden der deutschen Bahn hierbei sofort ins Auge. Lächelnd winkt mein touristischer Körper schon ab, wie die ersten zwei, drei Male die Anzeige „0 Minuten“ provokant aufleuchtet – aber der Franzose macht ernst und lässt die Bahn zeitgenau in die Station einlaufen. Einem raschen Einstieg und einer schnellen Wahl, mit welchem wildfremden Menschenbündel man am liebsten kuscheln möchte, folgt sogleich der herzerfrischenden Warnlaut der sich automatisch schließenden Waggontüren, welcher einem Station für Station das Gefühl gibt, man würde im selbst gebastelten Papierboot durch die Hamburger Speicherstadt tuckern und ein Tanker der Größe Uruguays warnt noch einmal mit seiner großen Bordposaune davor, dass in geschätzten zwei Zehntelsekunden man selbst ebenso die Dicke von Papier erreicht haben dürfte. Ein sanftes Anfahren der teilweise ohne Zugführer auskommenden Bahn – offensichtlich aus dem Grund, dass bei Anschlägen des Formates Madrid oder London die Stadt Paris nicht noch drei Euro fünfzig für eine zünftige Hinterbliebenenrente berappen müsste - und schon beginnt die Reise.

Die Fahrt in der Metro an sich ist eine angenehme. Hin und wieder ruckelt es gewaltig oder die Fliehkräfte lassen einen bei der schnellen Fahrt in Kurven doch einmal kurz den Halt verlieren; selbiger Effekt wird aber knautschzönig von den umherstehenden Passanten liebevoll abgefedert. So huscht der Reisende von Station zu Station, von Linie zu Linie, von Stadtteil zu Stadtteil und wird dabei im Laufe der Tage mit quasi jeder Station des Umfeldes einmal bekannt gemacht. Drollige Gesellen präsentieren sich zwischen den Namen der Metrostationen, welche oftmals blauweiß an den

13.15 Uhr. Dieser zeitlichen Schiefelage beugt der Louvre dadurch vor, dass er volle dreieinhalb Etagen mit Künstlichem aller Jahrhunderte vollpumpt, so dass es quasi unmöglich ist, als Eintagsfliege sämtliche Ausstellungsobjekte zu Lebzeiten zu betrachten. Mich selbst vermag diese Fülle jedoch nicht zu schocken, so dass ich mir die imaginären Turnschuhe umklette und mit dem festen Vorsatz, möglichst viele der Exponate zu sehen, meinen Startblock verlasse.

Meine erste Hürde überspringe ich in Folge locker bei den Skulpturen des pharaonischen Ägyptens, schlage mich durch die etruskische und römische Sammlung, besichtige treppauf dann Terrakotten und Pretiosen, werfe dann einen kurzen Blick auf die französischen Großformate, besichtige in Folge dessen das Kunsthandwerk des 17. Jahrhunderts und der Renaissance, betrachte die Gemächer Napoleons des Dritten, kämpfe mich durch die Restauration und die Juli-Monarchie und finde dann, zwischen Mesopotamien, Levante und der iranischen Antike die Möglichkeit zu einer Rast - und genauso spannend, wie es sich liest, schaut sich das Spektakel auch an.

Natürlich ist das Beäugen antiker und mittelalter Exponate reizvoll, aber nach dem fünfhundertsten altgriechischen Tonväschen nimmt auch das kunstinteressierteste Auge einmal Abstand von den Ausstellungsstücken, um nicht selbst noch einen Sprung in der Schüssel zu bekommen. Reizüberflutet halte ich, wie es jeder andere Deutsche an der Stelle auch tun wurde, erst einmal Ausschau nach einem Bier- oder Würstchenstand, um die gesammelten Eindrücke zünftig und kauend zu verdauen, aber die Hoffnung auf

französische Weltgeschichte geistern und lächelt wahrscheinlich deshalb so spielerisch unwissend über ihre Namensgeber. Vollkommen entrüstet über diesen rechtschreiberischen Fauxpas tue ich dann natürlich das einzig richtige: Ich kaufe einen Druckminenstift als Beweisstück, da ich – für einen guten Tourist eine Selbstverständlichkeit - Tasse und Hämorrhoidensalbe bereits im Reisegepäck mit mir führe.

Frisch bestiftet wage ich mich endlich in den Eingangsbereich der Ausstellungsräume, in dessen Mitte sich das weit und breit modernste Kunstobjekt in der Landschaft herumräkelt. Wie ein futuristisches Schiffswrack wirkt es, in seinen Fischernetzen und auf dem hingetüllten Meeresboden gondeln schwarze und güldene Totenköpfe, welche Vergänglichkeit und edle Verwesung demonstrieren – kurzum: Die Eröffnung macht Spaß!

Nach Entrichtung des Eintrittsgeldes an einem Automaten stürze ich mich dann sogleich im blinden Herdentrieb an einen Tisch, zu welchem jeder Besucher wie der Frischling zur Stillzitze heraneilt. Rondellhaft angeordnet liegen hier unzählige Museumsführer in noch unzähligeren Sprachen zur kostenlosen Mitnahme bereit – zu Übungszwecken und zur Festigung der Sprache wähle ich einen deutschen. Letztlich noch eine rollige Treppe aufwärts und schon befinde ich mich mitten im Kulturbetrieb.

Nun gibt es, wie jeder kulturell interessierte Mensch von sich selbst wissen dürfte, bei Museumsbesuchen stets das gleiche Risiko. Man betritt beispielsweise um 13.00 Uhr den ersten Ausstellungsraum, betrachtet drei Stunden lang flämische Meister und beim nächsten Blick auf die Uhr ist es

Haltepunkten angekachelt sind, in jedem Fall aber im Untergrundzug stehend von einer Damenstimme des Formates „Mister France 1998“ herausgesäuselt werden.

Bei der Namensgebung übertrifft sich der Pariser mit seinem Nationalstolz mal wieder selbst. Annähernd jeder zweite Metrohalt ist nach einem berühmten Sohn (oder einer berühmten Tochter) des Landes benannt. Sei es Robespierre, Pasteur, Alexandre Dumas, Victor Hugo, Anatole France oder Franklin D. Roosevelt – viele Herr- und Frauschaften dürfen sich damit rühmen, auf Ewigkeit stationär zu sein.

Humor beweist der Pariser hier jedoch auch. Mit der Station „Pyrenees“ dürfte er manchen, sich kurz vor dem Ziel wähnenden Tour-de-France-Führenden zur Verzweiflung gebracht haben, im gleichen Maße sehenswürdigkeitengeile Touristen aller Herren Länder mit dem Halt „Pyramides“. Mancher Humor eröffnet sich auch nur dem deutschsprachigen Fahrer – so kann man mit der Linie 13 von „Invalides“ aus nach „Liege“ fahren, was aus sanitärer Hinsicht nur zu empfehlen ist. Der Haltepunkt „Oberkampf“ lässt Visionen entstehen, wie man mit manchen, den Touristen ärgern den Kellnern doch besser umgehen sollte. Und an der Metrostation „Stalingrad“ – meine Güte, was haben wir gelacht.

Neben den putzigen Namen ließen sich noch viele weitere Aspekte einer Metrofahrt beschreiben, welche aber nicht entscheidend von denen anderer öffentlicher Verkehrsmittel abweichen mögen. Beschränken möchte ich mich hier vielmehr auf einen weiteren, typischen Aspekt des Lebensraums Metro. Wie es sich nämlich für eine vernünftige Untergrundbahn gehört, hat sich natürlich auch hier eine vernünftige Untergrundkultur drum herum

entwickelt, vor allem akustischer Form. Hiermit meine ich weniger die kakophonischen Feinklänge der Türen und Bremsen des Vehikels. Vielmehr sind es die unterschiedlichen, von Menschen erzeugten Klangkulissen, welche einen stets aufs Neue überraschen, sobald man sich in den Tunnelsystemen verheddernd seinen Weg von einer Linie zur anderen bahnen möchte. Die Klientel der wegelagernden Bevölkerung lässt sich hierbei in vier Grundkategorien aufspalten:

Kategorie 1: Händler.

Diese Gruppierung hat es vor allem auf touristische wie einheimische Kleinstmenschen abgesehen. Abgedrängt in kleinen Gängen und Nischen stehen sie und halten ihre auf einem Quadratmeter ausgebreitete Ware feil: Brummende Kreisel, Endlosschleifen fahrende Spielzeugzüge oder aber – und das scheint der Dauerbrenner des Pariser Kleinplastikgewerbes zu sein – circa handgroße Kunststoffteddys, welche Melodien durch die U-Bahn-Schächte säuseln, bei denen Fledermäuse freiwillig in Zahnarztbohrer hineinsteuern. Diese diskreten, zarten und hohen Töne aus dem Geschlecht des psychedelisch-glockenhellen vermitteln einem an verschiedensten Untergrundpunkten der Stadt sogleich den Eindruck, als liefe man gerade durch ein neues, von Stanley Kubrick verfilmtes Björk-Video. Abgesehen davon sind die Händler als solche jedoch umgänglich, weil nicht aufdringlich und lassen die potenziellen Jungkunden auch gerne bis auf wenige Zentimeter Nähe an ihre Exponate heran.

Kunst wie von Konservierungsstoffen und letzten Endes auch Strebender nach kosmischen Lösungen, ist ein Besuch des Louvre somit mehr als ein Pflichttermin.

Die erste Überraschung, die dem kunstinteressierten Museumsbesucher ins Auge des Betrachters springt, ist die Ausdehnung der Pyramide nach unten. Der Haupteingangsbereich des Louvre liegt nämlich unterirdisch und in eben diese Unterirde dehnt sich auch die Pyramide aus, so dass man im tageslichtigen Bereich eigentlich nur ihre Spitze sehen kann. Unter Tage hat sich hingegen ein stattliches Kunstabbaugebiet entwickelt, rechts und links bieten einem die verschiedenen Solen in Form von Restaurants und kleinen Geschäften diverse Waren feil. Vom kunstgedruckten Kalender über volkshochschulhaft anmutende Tonfiguren im dreistelligen Eurobereich bis hin zum Crêpes ist quasi alles erwerbbar, wenn auch selten erschwinglich.

Natürlich spielt in Punkto Merchandising die von da Vinci hingekritzelte Schönheit mit dem bezaubernden Blick die absolut erste Geige, wobei der Franzose jedoch einen haarsträubenden Fehler macht, die junge Frau als verkaufstechnische Kapellmeisterin einzusetzen. Wenn der Franzose sie schon nutzt, um mit ihrem Konterfei jede Tasse, jeden Druckminenstift und jede Hämorrhoidensalbe zu bedrucken, sollte man wenigstens ihren Namen richtig schreiben können. Aus welchem Winkel des Weltalls er sich nämlich eines weiteren Buchstabens bedient, welchen er, ohne noch einmal beim Renaissancemenschen persönlich nachzufragen, in den Titel des Gemäldes einschleust, stellt ein weiteres, unerklärliches Phänomen des Daseins dar. So muss die junge Dame nämlich als „Monna Lisa“ durch die

KAPITEL 5 - LÄCHELN MIT ZWEI „N“

Neben den diversen Rätseln, welche täglich durch das All tuckern und gezeitengleich ihre Runden drehen, gibt es alleine auf der Erdkugel selbst noch eine ausreichende Zahl ungeklärter Phänomene und Eigenheiten, welche dem gesunden Menschenverstand und der Wissenschaft trotzen. Angefangen bei sagenumwobenen Mirakeln wie dem unwiderstehlichen Lächeln und den einen stets verfolgenden Augen der Mona Lisa reicht die Spanne bis zu Erich-von-Däniken-haften Erkenntnissen auf dem Spielfeld des Paranormalen. So verwundert es die normale Null-Acht-Fuffzehn-Hausfrau sicherlich, warum eine Stück Fleisch gerade dann am längsten hält und frisch bleibt, wenn man es mit einer glasförmigen Haube abdeckt, welche die Form einer Pyramide hat. Fragen über Fragen...

Natürlich kann der Pariser als solcher auch nicht alle Rätsel der Menschheit lösen, macht sich aber doch zumindest die wundersamen Effekte dieses Kosmos' zu Nutze. So ist das wohl berühmteste Museum der Welt, der Louvre, im Besitz des wohl berühmtesten Gemäldes der Welt – eben gerade der Mona Lisa – und weiß hierbei auch sofort, wie mit diesem Jahrhunderte alten Schatz, welcher von Stunde zu Stunde mehr dem Verfall ausgesetzt sein dürfte, umzugehen ist. Keine Kosten, Mühen und japanische Architekten wurden gescheut, dem Hauptgebäude des Louvres eine viele Meter hohe, gläserne Pyramide vorzulagern, damit das uralte Gemälde von Leonardo da Vinci die optimale, wenn auch unerklärlichste aller Konservierungsmöglichkeiten für sich genießen kann. Für mich, ebenso alter Freund von bildender

Kategorie 2: Musiker.

Ja, es hat schon seinen Charme, in einer Bäckerei der größeren Metro- und Bahnhofsstationen ein Brötchen zu erwerben, während man sacht aus dem Hintergrund ein frisch geblasenes „Baker Street“ hört. Auf Dauer nervt es jedoch kolossal, in den Katakomben jedes noch so kleinen Haltepunktes irgendeinen instrumentalisierten Menschen zu erleben, welcher mit dem Folterwerkzeug seiner Wahl die Gängeleien beschallt und –rauscht. Hierbei ist, lustigerweise mit Ausnahme von Akkordeons und Bandoneons, eigentlich jedes Instrument vertreten, welches Klang und Namen hat. Da säuselt der Klarinettist „yesterday“ übers Geläuf, abgehalfterte Bob-Dylan-Verschnitte zupfen sich ihre A-Gitarren-Nylons zurecht oder der violinenvirtuoseste Altersstudent des Pariser Westens demonstriert mit der Zartheit eines kanadischen Holzfällers, wie Mozart auch im vermeintlich schallabsorbierendsten Unterraum noch zu seinen Ehren kommen kann. Lediglich ein „Bohemian Rhapsody“ klöppelnder Triangelspieler oder ein „I want to fuck you like an animal“, vorgetragen von der Jahrgangsbesten Harfinistin der Sorbonne, würden das Pandämonium der Künstler perfekt ergänzen, welche schon längst nicht mehr den Namen „Straßenmusiker“ verdienen.

Kategorie 3: Bettler

Die Szene der Obdachlosen und Penner in Paris ist ja weltbekannt und unter dem Namen „Clochard“ fast schon romantisiert, weshalb ich sie auch nur kurz ansprechen will, um die Romantik nicht zu mildern. Kurzum: Ihre Show und Darbietung ist im Regelfall sehr karg und schlecht und bisweilen nur durch ethnische Kostümierung begleitet. Musik bekommt man von ihnen selten geboten, höchstens

mal drei oder vier Worte in Form der Nachfrage nach Geld oder Essen, welches wohl an den Sprechgesang der nordafrikanischen oder südfranzösischen Ureinwohner erinnern soll – dies aber nur in kläglichster Weise schafft. Mein abschließendes Urteil: Händler und Musiker sind dieser Kunstform eindeutig vorzuziehen.

Kategorie 4: Kuriosa

Die Angehörigen der vierten Kategorie gibt es eigentlich gar nicht. Es sind vielmehr die metroganghaften Erscheinungen der Kategorien eins bis drei, welche zusätzlich den Stempel „de luxe“ verdienen. Wegelagernde Kuriosa der Kategorie vier sind scheu und laufen einem nur in den seltensten Fällen über den Weg. Eine dieser Ausgeburten wahr gewordener Surrealitäten fand sich glücklicherweise während meines Parisaufenthaltes vor mir ein. Explizit an einem wunderschönen Sonntagnachmittag, an welchem ich an der recht großen Metrohaltestelle „Châtelet“ von der Linie 4 zur Linie 1 wechseln wollte.

An dieser Stelle sei eine Selbstverständlichkeit gesondert betont, nämlich dass sämtliche Schilderungen in diesen Zeilen hochgradig authentisch sind und vor Wahrheitsgehalt nur so strotzen. Gesondert betont deshalb, weil die nachfolgende Beschreibung ebendies in Zweifel stellen könnte.

Man stelle sich vier Mädchen im höheren Jugendalter vor, allesamt bis zu den Zähnen mit Altblockflöten bewaffnet. Und einen jungen Mann mit kastratigem Stimmumfang, in seiner Hand unverkennbar die Partitur der „Königin der Nacht“. Man stelle sich vor, diese fünf Menschwesen beginnen zeitgleich etwas zu simulieren, was die beste Werbeagentur der Welt noch gerade so gegen Unsummen

bemerke, dass es sich bei ihm um eine Steinskultur in perfekter, menschlicher Form zu handeln scheint.

Ein Aufschrei des Entsetzens entweicht mir, ein weiteres Indiz für das Wirken höherer Kräfte, welche einfach so menschliche Wesen in Stein verwandeln können, wobei diese Aktion noch nicht einmal anderen Passanten zwischen all den Kunstwerken aufzufallen scheint. Im vollsten Bewusstsein, direkt am Bauchnabel der Welt zu stehen, aus dessen Bauchdecke jede Sekunde das erste Alien wird schlüpfen können, gibt es für mich nur noch einen Gedanken: Flucht!

Wenigste Minuten später verlasse ich den Spielplatz der Zukunft metrofahrend und mit jedem schienigen Meter erfahren meine Herzkranzgefäße eine stärkere Entkrampfung. Ich wische mir die letzten Schweißperlen vom Sitz und schätze mich glücklich, der großen Arche entkommen zu sein. Keine zwei Stationen später sinniere ich darüber nach, ob mir auch nur ein Mensch meinen Erfahrungen nach der Reise wird Glauben schenken können, was ich recht schnell mit immensen Zweifeln beantworte. Doch sollte im Jahr 2050 ein riesengroßes, technisiertes Abbild des Brandenburger Tores über das Saarland nach Deutschland einmarschieren und mit seinen stählernen Säulenbeinen alles platt macht, was nicht rechtzeitig über die Mosel ist – Sie wissen ja, wen Sie anrufen können!

und ist in der Lage zu erkennen, dass die elefantenbeinigen Wesen nicht einfach nur mit ihrer Augen Einzelstück den menschlichen Habitus säuberlichst aufzeichnen, sondern selbst schon längst auf der Erde aktiv geworden sind?

Ich trudele über den Vorplatz des Grand Arche, taumele sämtliche seiner vorgelagerten Treppen hoch, starre minutenlang dieses wie ein Unterteil eines überdimensionalen Transformers wirkende Gebäude an. Ist dieses architektonische Produkt vielleicht gar nicht Menschenwerk, sondern die erste extraterrestrische Bemühung, der menschlichen Freilauffläche ein außerirdisches Gesicht zu geben? Ist es Zufall, dass der Bogen des Grand Arche wie eine futuristische Kopie des Arc de Triomphe aussieht?

Stück für Stück eröffnet sich mir das Universum vor dem geistigen Auge. Mit wedelnden Armen laufe ich die Treppen wieder hinab, drohe dabei beinahe über leer gegessene Fast-Food-Kartons zu stürzen und spreche die erstbeste menschliche Gestalt an, welche ich zwischen meine Wedel bekomme. Schleunig und mit Angst in der Hühnerbruststimme teile ich ihr die schreckliche Wahrheit mit, doch sie verzieht keinerlei Miene, bis ich merke, dass es für eine günstigere Kommunikation empfehlenswert wäre, von deutsch auf französisch umzuschalten. Ich wiederhole meinen Sermon des Grauens, wobei es schwierig ist, panisch zu wirken, wenn man jedes dritte Wort dafür im Wörterbuch nachschlagen muss. Nach Minuten eifrigen Blättern zum Satzende gekommen, schaue ich in die Richtung, wo zu Beginn meines Satzes noch ein Mensch stand. Er steht hier immer noch, hat sich während der ganzen Zeit jedoch keinen Millimeter gerührt. Erschrocken tippe ich ihn an und

von Geld unter dem Namen „Opernvortrag“ verkaufen könnte...

Diese bizarre Vorstellung hat mit meinen Beobachtungen an jenem Tag absolut nichts zu tun. Vielmehr belagert ein zwanzigköpfiges Streichensemble, aller Wahrscheinlichkeit nach wirklich Musikstudenten der Sorbonne, den Hauptdurchgang der Station und erweist sich Touristen wie einheimischen Pendler damit als schier unüberwindbare Schikane. Das Kollektiv präsentiert irgendetwas Streichfestes von Schubert, wobei der Anführer der Rotte sich weniger auf das Dirigieren denn auf das Delegieren verlegt, in der Absicht, der durchlaufenden Bevölkerung möglichst viel Kleingeld aus den Taschen zu ziehen. Der massiv überwiegende Teil der Passanten ist jedoch bemüht, den Kunstgenuss nicht durch Münzgeklimper zu stören und zieht verlustfrei von dannen, so auch ich. Abdrehend führe ich mir im interkulturellen Vergleich die Situation vor Augen, wie ein fünfundzwanzigköpfiger Tambourcorps eine S-Bahn - sagen wir in Düsseldorf oder Köln - einnimmt und die schönsten deutschen Märsche rheinauf-, rheinabwärts zum Besten gibt. Mittels dieser Vision ist mein Weltbild wieder gerade gerückt und die verbleibenden Tage meiner Reise bin ich weiterhin in der Lage, das sonderbare Verkehrsmittel schadlos zu nutzen.

Abschließend sei vielleicht noch eine Annahme sämtlicher Nichtfranzosen widerlegt – die Metro ist nämlich keine reine Untergrundbahn. Es gibt durchaus einige Metrostationen, zum Beispiel der legendären Linie 2, welche im Bereich Pigalle und Place de Clichy verkehrt, welche sich oberirdischen Daseins erfreuen und aus diesem Grunde wohl von den tiefer gelegten Haltepunkten arg beneidet werden.

Die Fahrt auf einer solchen Überlandstrecke erweckt deshalb schon gar nicht mehr den Eindruck, man würde sich mit der Metro fortbewegen, sondern eher mit einer öffentlichen, irdischen Bahn wie der berühmten Hochbahn in Chicago. Das innere Gefühl, sich in einer Weltmetropole zu bewegen, sinkt auf diese Weise merklich.

Schlusspunkt: Kaum ein Paristourist wird sich des rasanten Verkehrsmittels, welches sich schlangengleich durch sämtliche Stadtteile windet, entziehen können. Sollten Sie einmal nach Paris kommen, nutzen auch Sie es bitte – vielleicht auch nur, um es mir gleich zu tun und dabei ihr Leben um eine Erfahrung bereichern zu können. Und sei es die Erfahrung, welche ich am letzten Tag auf meiner letzten Metrofahrt in Richtung Flughafen machen durfte, nämlich wie es sich anfühlt, zu dick bekleidet mit vollem Gepäck im Hauptdurchgang eines Metroabteils zu stehen, während ein einheimisches Grundschulkind auf dem Sitzplatz neben mir gerade sein suppigessenes Mittagessen auskotzt. So etwas frisst sich ein – in den Geist ebenso wie in den Koffer.

Sicherlich bin ich mir mit den meisten Menschen dieser Erdkugel einig, dass die Existenz von Lebensformen außerhalb der Erde ebenso schwerlich abzustreiten wie nachweisbar ist. Und wenn es sie tatsächlich geben sollte, wie schaut diese Lebensform dann aus? Hat sie menschliche Züge oder andere, weitaus futuristischere Fortbewegungsmittel?

Eine Antwort all dieser Fragen saust wie der Luther'sche Blitzschlag in jeder Sekunde auf mich hernieder. Fremde Lebensformen müssen von uns nicht mehr gesucht werden; sie haben uns selbst schon längst entdeckt. Es gibt sie wirklich und sie besitzen die Gestalt von einäugigen Elefantenbeinen. Einen ihrer riesigen Artgenossen haben sie als Götzen auf der Erde installiert, just hier zwischen all den futuristischen Objekten, wo sie sofort erkannt haben, dass er am wenigsten auffallen würde. Mit seinem riesigen, dem menschlichen Daumnägel ähnlichen Okular starrt er von oben auf die Menschenmassen hinab, beobachtet ihr Treiben, speichert jede noch so unwichtige Information zur Weitergabe an den Heimatplaneten, welcher ihn eines Tages wieder aufnehmen wird.

Es wäre vermessen zu behaupten, sich in einer Stadt mit mehreren Millionen Menschwesen irgendwann einmal anonym gefühlt zu haben oder überhaupt fühlen zu können. Trotzdem steigt das Gefühl, beobachtet zu werden, von einer Sekunde auf die andere schlagartig an. Panisch schaue ich nach rechts und links, in verdutzte Gesichter, welche die Gefahr von ganz weit außen nicht im Stande sind wahrzunehmen und mich, den irritiert umherkreisenden Touristen, mit abgeschreckter Mine anstarren. Aber warum merkt kein Mensch außer mir die vorliegende Bedrohung

Nordrand von La Defense installiert wurde und welches alleine schon dadurch positiv auffällt, dass man über es nicht stolpern kann. Auf einem massiven Steinsockel thront ein vielleicht sechs Meter großer, aus einem für mich Laien nicht erkennbaren Material gegossener, menschlicher Daumen. Leicht gebogen steht er da, mit einem immens großen Daumennagel und ich schaue kurz zu meiner eigenen Hand herunter, um die Perfektion des Artefaktes mit der Perfektion meiner fleischlichen Existenz zu vergleichen. In der Tat hat der Kunstschaffende, wer auch immer es sein mochte, etwas ermeißelt, was dem menschlichen Daumen sehr nahe kommt, lediglich die im Vergleich entdeckte Dreckskruste unter dem Nagel hat er vergessen – ebenso wie ein Hinweisschild, welches sowohl Angestellten in La Defense als auch Touristen verdeutlichen könnte, zu welchem Zweck dieser menschliche Handfortsatz denn nun in die Pariser Hemisphäre hineingegossen wurde.

Minutenlang stehe ich andächtig vor dem gegossenen Koloss, starre ihm auf den dicken Nagel – da passiert es! Und mag mich die vollzählige Buddhistenschaft dieser Welt mit ihrem gesammelten Haupthaar dafür totkitzeln wollen, dass ich an dieser Stelle den Begriff „Erleuchtung“ missbrauche, so kann ich nur ehrlich beschreiben, was sich dort in einer einzigen Sekunde in mir und außerhalb meines bescheidenen Daseins abgespielt hat. Für mancher Leute Ohr mag es auch zu weit hergeholt klingen, doch ich möchte alle Zweifler bitten, auf eigene Faust einmal den mühsamen Weg nach La Defense auf sich zu nehmen und meine Einschätzung eigenhändig über den Daumen zu peilen.

KAPITEL 3 – DUDELSÄCKE UND WINDMÜHLEN

Wer kennt sie nicht, die „Fabelhafte Welt der Amélie“, welche auch mir Kinomuffel eines Tages unter die Augen kam und mich ebenfalls ob ihrer Surrealität und ihres erzähltechnischen Charmes in ihren Bann zog? Welche Romantik, welchen Zauber hat dieser Film auch auf mich niederstrahlen können und Erwartungshaltungen in mir geweckt. Inwieweit kann die Stadt selbst ihrem Amélie-Charme standhalten?

Nun ja, nicht alles, was das Kino einem so vergaukelt, ist reine Fiktion, wie mein samstägliches Ausflug zur Glöcknerbesichtigung in Notre Dame beweisen sollte. Bester Laune verlasse ich die Metro an der musischsten aller Stationen, nämlich „Châtelet“, trabe am metropolitischen Rathaus vorbei und passiere dann am Seineufer diverse Kleinsthändler, welche vergilbte Jaques-Brell-Biographien oder Kunstdrucke vom Bastillesturm feilhalten. Und dies sogar zu einem Spottpreis, sofern man die Maßstäbe eines Multimilliardärs anlegt. Ich überschreite eine Nachbarbrücke der Pont Neuf und befinde mich nun auf der von den Einheimischen scherzhaft abgewerteten, rechtsrheinischen Seite der Seine. Eine weitere Biegung und wenige fußige Meter und schon stehe ich auf der „Ile de la Cité“. Endlich kommt sie auf mich zu: Notre Dame. Eine Prachtkathedrale mit zwei ordentlichen Türmen und diversen Verschnörkelungen. Von oben herab begaffen einen verschiedenste dämonische Figuren, wie zum Beispiel

teuflische Wasserspeier, welche im Moment meiner Ankunft jedoch alle außer Betrieb sind.

Und plötzlich beginnt der Amélie-Effekt der Stadt zu wirken. Kaum habe ich den riesigen Vorplatz betreten, schon dringen Klänge eines Instrumentes an mein äußeres Ohr, von welchem ich in den diversen Metrostationen bislang verschont geblieben wurde. Zugegeben, Dudelsackmelodien haben nach meinem Geschmack ihre Anziehungskraft, wirken vor einer riesigen französischen Kathedrale stehend jedoch ähnlich passend wie ein Kinderpunsch zum Rehrücken. Die Toleranz der französischen Gendarmerie, den schottischen Touristen beliebig lange mit seiner akustischen Umweltverschmutzung Heim- wie Gastbürger beschallen zu lassen, tut ihr übriges.

Ich schreite langsam über den Platz und die Dudelsackklänge passen absolut nicht dazu – aber gerade das ist herrlich und bizarr und macht den Moment zu einer wahren Filmszene. Inmitten des Platzes halte ich an und stehe plötzlich auf dem „kilomètre zéro“. Auch wenn das Geläuf ähnlich flach ist, ist dieser Punkt nicht etwa ein Zeichen der eingeschränkten, französischen Solidarität mit dem „ground zero“ der Amerikaner, sondern lediglich der Referenzpunkt für sämtliche Entfernungsangaben zur Stadt Paris selbst, z.B. auf Autobahnschildern oder ähnlichen Hinweisungen. Getrost kann ich in dem Gefühl leben, nun wirklich im Zentrum von Paris zu stehen.

Ein wenig dezentraler wäre ich selbst gerne auch noch geworden, um mir das Innere der Kathedrale anzuschauen, aber bei einer Schlangenbildung, die der Deutsche sonst nur von den Kartenvorverkaufstellen für Herbert Grönemeyer kennt, kapituliere ich innerlich und stelle mir vor, wie es drinnen aussehen könnte. Vor meinem geistigen Auge

zehntausend Etagen gespannt Büroräumen noch und nöcher ein Obdach bietet. Sehr spät, nämlich erst Ende der achtziger Jahre fertig gestellt, wirkt das Gebäude wirklich wie der Arc de Triomphe des 21. Jahrhunderts, von dessen höchster Plattform aus man sogar das Jahrhunderte ältere Original, den Eiffelturm und vieles mehr von Paris betrachten kann. Oder aber man wählt die oppositionelle Variante und schaut einfach in die andere Richtung auf Fabrikschornsteine, einen Friedhof und vier Baukräne – ähnlich verführerisch.

Unter diesem in die Landschaft gestellten, gigantischen Hufeisen fühle ich mich mit meinen strammen zwei Metern erschreckend klein und beinahe wie in einen Science-Fiction-Film hineingebeamt. Und als ob dieser Eindruck der Postmoderne mit all ihren Kontrasten um mich herum nicht schon ausreichend wäre, haben sich die defensiven Modernisierer neben den futuristischen Bauten auch noch die postmodernste aller Stolperfallen ausgedacht; also Kunst. Wo auf dem Gelände man auch steht oder bisweilen geht, lauern künstliche Gegenstände, Skulpturen und sonstige Sperrmüllhalden, welche sich als fiese Touristenschikanen herausstellen. Ein Schritt in die falsche Richtung, und schon ist man fälschlich fallend auch ein Stück Aktionskunst geworden, wodurch es wenigstens möglich ist, sich die Kunstwerke einmal aus der unteren Nähe zu betrachten. Schnell erkennt das Auge des werten Kunstoppers, dass manche der Ausstellungsobjekte nach monatelangem Umherstehen im offenem Gelände locker beweisen können, dass man das Wort „modern“ auch auf der ersten Silbe betonen kann.

Der Meilenstein der künstlerischen Sparte ist unverkennbar ein Kunstwerk, welches vor Kopf des Hilton Hotels am

beherbergen. Zur leichteren Unterscheidung, welches der vielen tausendstöckigen Gebäuden privat und welches gewerblich genutzt wird, hat sie die Pariser Stadtverwaltung etwas ganz geschicktes ausgedacht und jedes wohntechnische Gebäude zur urbanen Großstadtruine hin verfallen lassen. Damit diese stadtplanerische Sünde nicht allzu sehr auffällt, wurden die meisten der Wohnhäuser jedoch auf Teufel komm raus mit biederem Farbtupfern trister Couleur überzogen, so dass die Gesellen wie riesengroße, kopflose Bundeswehrsoldaten wirken. Der Anblick löst bei mir unvermeidbar das Wortspiel „Ich sehe was, was du nicht siehst und das ist tarnfarben...“ aus – offensichtlich nur für meine Person humoresk.

Von soviel Hässlichkeit geblendet, wendet sich das touristische Auge von den Wohnhäusern ab und der Körper gleich mit, um sich in die andere Richtung fortzubewegen. Hier steht die Kehrseite des Medaillons – feinste, auf Hochglanz polierte Fassaden stechen einem in die Netzhaut, im Regelfall von Technologiefirmen oder anderen Kalibern der neuen Ökonomie besessen. Der in mir schlummernde Nordrhein-Westfale fühlt sich für einen kurzen Moment heimisch, kennt er doch dieses abrupte Wechselspiel des Schäßigen und Schönen zu Genüge aus dem Ruhrgebiet. Doch fliegt man ja nicht für derartige Gefühle ins Ausland. Also weiter durchs Panorama streifen, auf der Suche nach dem wirklich Unbekannten und Neuen, welches auch nur Sekundenbruchteile auf sich warten lässt.

Die absolute Domina des Geländes, welche sich unweigerlich vor einem aufbaut, egal wo man auch steht, ist nämlich der „Grand Arche“. Ein über hundert Meter großer, hochgradig futuristisch anmutender Torbogen, welcher in seinem rechten und linken Standbein über weitere

entsteht das Bild von Touristenmassen, welche sich im Tempo eines langsamen Stehens durch die Betbänkchen zwängen; und dies höchstwahrscheinlich nur um zu sehen, ob hier vielleicht irgendwo die Gebeine von Anthony Quinn oder andere Körperteile von Gina Lollobrigida aufgebahrt sind. Nach derartigem Altfleisch gelüftet es mich dann aber doch nicht.

Ein weiterer Aussichtspunkt, welcher der strengen Amélie-Kontrolle unterzogen werden muss, ist natürlich der Bereich des Montmartre. Wie schaut sie aus, die Gegend zwischen dem berühmten Pariser Rotlichtviertel zwischen Pigalle und Moulin Rouge und der Anhöhe mit der berühmten Basilika Sacré Coeur? Wie gestaltet sich das Leben von Kutten und Nutten auf engstem Raum? Ist es derart verrucht und verzaubernd, wie es der Film einem suggerieren konnte?

Kaum aus der Metro gestiegen und den Weg zur Sacré Coeur angegangen, zeigt sich direkt ein erster krasser Unterschied zwischen Wirklichkeit und Celluloid. Der Aufstieg zur Kirche kann zwar in punkto Aussicht problemlos mit dem Film konkurrieren, gestaltet sich aber im Vergleich zu einem im Kinosessel herumdämmernden Zuschauer deutlich anstrengender. Nicht enttäuscht wird man hingegen von den Versprechungen, in eben jenem Bereich der Stadt eine Großzahl an Straßenhändlern und Taschendieben finden zu können. Alle Nase lang droht man, angesprochen zu werden, weshalb ich selbst für Minuten einen grimmigen und hinterhältigen Gesichtsausdruck aufsetze, um den Scharlatanen vorzugaukeln, ich wäre einer von ihnen. Lustigerweise funktioniert der Trick und ich bleibe von den Dieben gänzlich und den Straßenhändler größtenteils verschont.

Im engen Straßengewirr hinter der Kirche eröffnet sich einem wiederum eine Szenerie, welche durch den Film sehr vertraut ist. Auf Gassen und Plätzen sammelt sich eine Vielzahl von Malern, die es sich jeder phototechnischen Entwicklung zum Trotz nicht nehmen lässt, jeden passierenden Touristen mit der Option auf ein Porträt zu beschwallen. Platzintern scheint dabei ein Wettbewerb zu laufen, welcher der Aufdringlichste sein kann; offensichtlich, um endlich einmal durch die Pariser Straßenmalergilde als „Mitarbeiter des Monats“ gewählt und mit dem platinen Tuschkasten am Bande geehrt werden zu können.

Ich selbst halte jedem Vorschlag auf graphischer Kopie meiner Person stand, lasse mir aber natürlich nicht den Seitenblick auf vorhandene Ausstellungsstücke nehmen. Die meisten Zeichner leisten wirklich Arbeit von Qualität ab und auf manchen der Porträts kann man sogar bekannte Gesichter wiedererkennen, so dass es mich sehr schnell erstaunt, dass sogar Britney Spears, Madonna und sogar Elvis vor kurzem auf einem der klapprigen Stühle gesessen haben mussten.

Wieder zurückkommend zum Vergleich zwischen Film und Wirklichkeit stellt das Flanieren im Rotlichtmilieu der Stadt eine herbe Enttäuschung da. Da läuft man abends um zehn just vor dem Pigalle längs und bestaunt das Farbenspiel seiner Fassaden; was muss da das touristische Auge plötzlich sehen: Keine Huren! So sehr man sich auch umschaute, keine Frau im näheren Umfeld macht auch nur die Spur eines Eindrucks, käuflich zu sein; anscheinend ist die Tageszeit einfach noch nicht gekommen, um aus ihren Löchern zu kriechen. Einzig und alleine eine Einrichtung im

KAPITEL 4 - BIG THUMB IS WATCHING YOU

„Grand Arche de la Defense“ prangt es an der Endstation der Metrolinie 1 von einer großen Tafel. Auch ich hebe mein Hinterteil von meinem Metrositz und verlasse das Verkehrsmittel und zugleich Paris in Richtung Westen.

„La Defense“ ist das französische Wort für „die Verteidigung“ und nicht wenige Möchtegern-Sprachforscher mögen darauf spekulieren, dass das Areal seinen Namen von einer nahe gelegenen Sportstätte – vielleicht dem „Stade de France“ haben könnte. Jedoch weit gefehlt. Das einzige Sportareal, welches bei großzügigster Auslegung des Urmeters in Betracht gezogen werden könnte, ist die Ansammlung von Tennisplätzen des Roland Garros einige Kilometer südlich – von einer verteidigenden Tennisspielweise ist mir bislang jedoch nichts bekannt (auch wenn es verwirrender Weise sowohl beim Tennis als auch vor Gericht „court“ heißt).

Zugegebenermaßen ist dieses Gebiet, welches nicht mehr direkt zu Paris gehört, keine klassische Touristenattraktion, aber doch der Dreh- und Angelpunkt der Hauptstadt, wie sich während meines Aufenthalts herausstellen sollte. Zur Inbildsetzung der Unwissenden hier einige abfällige Bemerkungen über das Terrain: Das Gebiet um La Defense wurde erst ziemlich zentral im zwanzigsten Jahrhundert auf das Erdenrund gepresst und besteht dabei in erster Linie aus hohen, in zweiter Linie aus sehr hohen Häusern, welche sowohl Menschen als auch die degenerierte Form des menschlichen Seins, nämlich Arbeiter und Angestellte,

Turmes und starre in die Richtung, die smogtechnisch noch am meisten verschont bleibt – nach unten. Lustig wirkt das optisch verschobene Szenario, einen mehrere hundert Meter hohen Turm herunterzustieren. Selbst die auf der obersten Brüstung herumkrabbelnden Insekten sehen von hier oben wie Ameisen aus. Für einen kurzen Moment erliegt der Schnippsfinger der Versuchung, eines der kleinen Wesen auf eine viele Sekunden dauernde Reise durch den Pariser Freitagshimmel zu schicken. Dieses tierfeindliche Verhalten rächt sich jedoch einige Minuten später bitterlich, wenn der Tourist sich ausreichend an Höhe und Standort ergötzt hat und den Abstieg wagt. Dieser erfolgt nämlich, jeder physikalischen Gesetzmäßigkeit zum Trotz, noch langsamer als der Aufstieg. Viertelstunde für Viertelstunde verrinnt erneut in doof wartender Position, während ein zermatschtes Insekt einem ohne Unterlass „Ich bin schon da!“ von unten hochzublöken scheint. Und spätestens in dem Moment, wo der Mutterboden die eigenen Füße wieder hat, aus welchen man erst einmal wieder den Schlaf des stundenlangen Herumstehens schütteln darf, wird einem bewusst, dass es doch einen wesentlichen Unterschied zwischen der Kinowelt und der realen Welt gibt – die Warteschlangen vor Kinos sind deutlich kürzer.

gesamten Straßengeläuf kann sich auch zu dieser recht gemäßigten Abendzeit schon eines großen Besucherandranges erfreuen – es handelt sich um die vielleicht größte Pariser Filiale der Hamburgerkette „Quick“. Etwas weiter laufend erkenne ich, dass ich einem Irrtum unterlag und die langen Warteschlangen sich sogar bis zum Nebengebäude des Imbiss' ziehen - ein in rotes Neonlicht getauchtes Etablissement mit einer sich drehenden Windmühle als Symbol. Offensichtlich handelt es sich um ein Mühlenmuseum, vielleicht sogar um eine niederländische Wanderausstellung, welche hier als Publikumsmagnet zu wirken scheint. Leicht irritiert, das Museum gerade in diesem Bereich der Stadt errichtet zu sehen, ziehe ich weiter, hocheifrig über das kulturelle Interesse der Einheimischen und Gäste.

Doch Paris wäre nicht Paris und der Amélie-Film nicht das cineastische Wunderwerk, welches es ist, würde nicht das berühmteste aller Pariser Bauwerke in größtmöglichem Maße gerühmt: Der schiefe Turm! Dieses Gebäude, welches selbst King Kong schon in Frühzeiten auf seiner Flucht vor den Menschen bestiegen hatte, darf natürlich in meinem touristischen Besuchsreigen nicht fehlen. Also ein lockerer Sprung über die Tower Bridge und nichts wie hin. Sich ihm von Ostrichtung aus annähernd und letztendlich vor ihm stehend, wirkt der riesige Kollege gar nicht mehr so schief, wie es der Volksmund immer behauptet. Fest und massiv baut er sich vor einem auf wie der überdimensionale, metallische Türsteher, noch viel fester und massiver sind jedoch die Eintrittspreise, welche der schockierte Tourist an den Kassenhäuschen aufleuchten sieht, welche unter jedem der vier Turmfüße angebracht sind. In einem absolut

unproportionalen Verhältnis zur Höhe des Turms mit seinen drei verschiedenen Aussichtsplattformen steigen die Besichtigungspreise, bis die Spitze des Turmes mit einem leicht zweistelligen Betrag lockt, den ich auch portmoneeknirschend berappe, denn was weiß ich, wann ich das nächste Mal in die Situation kommen werde.

Nach der Bezahlung und der längst üblichen Kontrolle von Rucksäcken und anderem terroristischen Gefahrgut sammelt man sich mit ungefähr dreißig weiteren Touristen an einem Aufzug mit dem Charme einer Skigondel im Berner Oberland, welchen man dann auch schon nach einer Viertelstunde Wartezeit betreten darf. Mit dreißig Personen in einer solch beengten Gondel zu stehen, mag auf den ersten Blick wie ein Platzangstförderer sonder Gleichen wirken, ist aber für den geübten Metrofahrer beinahe schon eine Erholung. In angebrachter Geschwindigkeit huscht die Kabine Meter um Meter in die schräge Höhe und aus dem vielsprachigen Gemisch der Mitfahrer kann man binnen Sekundenfrist auffassen, wie das Wort „Höhenangst“ in sechzehn verschiedenen Sprachen ausgesprochen wird.

Auf diese Weise erreicht der Turmbesucher die erste und zweite Plattform und genießt sogleich die Aussicht, welche einem schon nach Erklimmen des ersten Turmdrittels unter die Augen tritt. Das Panorama ist schon von hier aus betrachtet zauberhaft und absolut mit dem der Kinoleinwand zu vergleichen, wenn nicht überall diese dicken Schwaden aus Nebel über der Metropole hängen würden. Trotz der dicken Suppe bleibt man gerne zwanzig Minuten stehen und betrachtet sich dieses fluffige Hochlandimitat, denn man muss ja wieder auf den nächsten Lift warten, welcher einen schnurstraks zur Spitze des Turmes führen soll. Damit das Warten jedoch etwas reizvoller wird als es hundert Meter

tiefer war, haben sich die Turmorganisatoren ganz im Stile eines Freizeitparks etwas Besonderes ausgeheckt: Durch lange Wellenbrecher und einen durch sie bedingten, serpentin förmigen Laufweg hin zu den Fahrstühlen gewinnt der Besucher den Eindruck, man stünde nicht einfach auf einem schönen Denkmal, sondern würde gleich eine Wildwasserbahn besteigen oder noch besser, wie in einem überdimensionalen Spaßbad zum Turmspringen anstehen.

Unwesentliche Zeittaktungen später erreicht die zahlungsfähigste Schicht der Touristen endlich die Spitze und erfährt letzten Endes das Geheimnis, was sich eigentlich im Innenraum des höchsten Punktes von Paris befindet. Das kuppelartige Gebilde, welches den Eiffelturm nach oben hin abschließt, ist nämlich begehbar und beinhaltet neben Schautafeln, welche einem die verschiedenen Pariser Gebäude in allen erdenklichen Himmelsrichtungen aufzeigen und erklären, riesige Abstandstafeln zu allen denk- und undenkbar Orten dieser Erde. Von Mbabane bis Manama, von Bandar Seri Begawan bis Tegucigalpa ist dabei eigentlich alles aufgedruckt, was hauptstädtisch daherkommt und auf diese Weise den Horizont in mehrfacher Hinsicht erweitert. Lediglich die Pariser Schautafeln sind äußerst schlecht gemacht. Über all die Jahre touristischen Weisens sind sie allesamt schon leicht vergilbt, das Schlimmste ist aber ihre Ungenauigkeit, da auf keiner der rundherum angebrachten Tafelungen Nebel zu erkennen ist.

Diesem Missstand trotzend werfe ich mich noch ein paar Treppen höher auf den höchsten begehbaren Punkt des